
Berichte aus der Praxis*)

Schreiben über die Arbeitswelt:

Schreibmotive — Schreiberfolge

Elternhaus und Schule

In einer Osterfelder Bergmannssiedlung an der Straße von Sterkrade nach Bottrop, die kurz nach dem Ersten Weltkrieg erbaut wurde, bin ich aufgewachsen. Damals endete sie vor einer grauen „Ewigkeitsmauer“, die das Bahngelände der Zeche Jacobi abschirmte. Jenseits der Bahn setzten sich die strengen Rechtecke der Bergarbeiterwohnungen fort, hier jedoch als Backsteinhäuser und mit dem Namen „Jacobi-Kolonie“. Vierschrötig überragte sie der plumpe Bau der Jacobischule, die ich bis zu meinem 12. Lebensjahr besuchte. Dann wechselte ich in eine höhere Schule über. Das war für die Bewohner von Siedlung und Kolonie in jenen Jahren eine kleine Sensation. Denn mein Vater war einfacher Bergmann, und ich führte als Erstgeborener die wie Orgelpfeifen nachgewachsene Schar von insgesamt sechs Kindern an. Alle Erstgeborenen pflegten hier wieder Bergmann zu werden, wenn schon der Vater Bergmann war.

Im Gegensatz zu den heutigen Lesebüchern unserer Grundschulen nahmen damals die Texte über Arbeitswelt in ihnen einen verhältnismäßig breiten Raum ein. Neben den Gedichten westfälischer Heimatdichter — Osterfeld gehörte vor seiner Eingemeindung nach Oberhausen zu Westfalen — füllte die damalige „Arbeiterdichtung“ den Hauptanteil der Schulbuchlyrik. So kam es, daß ich neben Versen von *Friedrich Wilhelm Weber* und der *Annette von Droste-Hülshoff* mindestens gleich viele von *Heinrich Lersch*, *Karl Bröger*, *Otto Wohlgemuth* und *Uhlmann-Bixterheide* auswendig lernte. Da der Vater längere Zeit die Theatergruppe des Arbeitervereins auf Klosterhardt, so hieß jener Stadtteil Osterfelds, leitete und die Mutter eifrig mit uns Kindern Schulbuchtex te las, und da auch Geistlichkeit und Lehrerschaft dieser Art von Literatur besondere Aufmerksam-

*) Anm. d. Red.: Literarische Texte von Arbeiterschriftstellern konnten aus Platzgründen nicht aufgenommen werden. Die Erfahrungsberichte sollen die spezifischen Probleme dieser Kollegen verdeutlichen und zur Lektüre ihrer Arbeiten anregen.

keit schenkten, wurde sie mir bald lieb und vertraut. Das um so mehr, weil die zwanziger und ersten dreißiger Jahre die Menschen dieses Stadtteils allein schon wegen ihrer drückenden sozialen Not mehr als anderswo politisch wach und aktiv sein ließen.

Bündiger und besser, als ich das selbst vermag, hat *Josef Reding* in seiner Besprechung meines letzten Bandes „Stechkarten-Texte für Betriebsarbeiter“ (Asso-Verlag, Oberhausen 1971) diese meine* Ausgangssituation festgehalten. Er schreibt:

„Wahrscheinlich hätten die meisten Texte Büschers nicht geschrieben werden können ohne die Mitgift seiner Erfahrungen als Arbeiter. Büscher, Jahrgang 1918, entstammt einer kinderreichen Oberhausener Bergmannsfamilie und zählt zu jenen Arbeiterkindern, denen durch jahrelanges „Krummliegen“ der übrigen Familienmitglieder ein Oberschulbesuch ermöglicht werden konnte. Dennoch: nach Abitur und sechs Jahren Krieg und Gefangenschaft kniet Büscher da, wo auch sein Vater gekniet hat; vor Ort unter Tage. Nach einem Jahrzehnt vor der Kohle ist Büschers Gesundheit verschlissen. Er kommt in die Zechenverwaltung, behält aber auf Grund seiner Erfahrungen die Landschaft der Arbeit im Auge ...“

Um auf meine enge Verbundenheit mit der „Arbeiterdichtung“ jener Epoche hinzuweisen, möchte ich ergänzen, daß ich als Gymnasiast sogar einmal eine Dichterlesung mit Heinrich Lersch in der Aula der Schule erlebte. Selbstverständlich gehörten auch *Josef Wincklers* „Eiserne Sonette“ und die Publikationen des „Ruhrlandkreises“ unter Otto Wohlgemuth im nahen Buer zum Unterrichtsstoff in den Mittelklassen. Vor allem mit Wohlgemuth habe ich bis zu dessen Tod gelegentliche Kontakte besessen.

Das Verhältnis Schule—„Arbeiterdichtung“ änderte sich jedoch nach 1933 mehr und mehr, indem man anfangs, eine immer stärker und einseitiger werdende Auslese unter den Autoren und ihren Texten zu treffen. Als ich 1937 auf dem Bottroper Gymnasium mein Abitur machte, war „Arbeiterdichtung“, wie ich sie verstand, kaum mehr gefragt. Die Lehrbücher für den Deutschunterricht hatten ein völlig anderes Gesicht bekommen.

Arbeitsdienst und Wehrdienstpflicht, der Krieg und die Gefangenschaft, insgesamt mehr als acht Jahre verlorene Zeit meines Lebens, machten so in der Tat nicht nur alle beruflichen Absichten zunichte, sie hatten auch weitgehendst mein enges Verhältnis zu dieser Art von Literatur und ihren Autoren verfremdet und gleichsam „auf Eis gelegt“.

„Renaissance der Dichtung werktätiger Menschen“

Dennoch äußerte ich mutig, als mich *Walter Köpping* 1961 zu seiner Serie in der „Einheit“, dem Organ der IG Bergbau, „Sie schreiben heute — (1)“ befragte, was ich mit meinem Schreiben anstrebe: „Ich arbeite und strebe für eine Renaissance der Dichtung werktätiger Menschen.“

Das hatte damit wieder angefangen, daß ich mich nach meiner Entlassung aus der Gefangenschaft zunächst bemühte, alle erreichbaren Informationen über die alten und die wenigen neuen Autoren zum Themenbereich der Arbeitswelt zu sammeln und mir die entsprechenden Publikationen zu beschaffen. Die eigenen Texte, die ich gelegentlich schrieb, schickte ich an Zeitschriften und Zeitungen, las sie auf Maifeiern, Gewerkschaftsveranstaltungen und Betriebsfesten und nahm den Großteil säuberlich zu meinen Akten. Anlässlich eines Ausfluges meiner IGBE-Ortsgruppe, deren Vorsitzender ich war, trug ich 1959 auch meinen Text „Zwischen Lippe, Ruhr und Rhein“ vor. Kollege *Paffrath* vom Vorstand meiner Gewerkschaft, der das Referat hielt und den Text hörte, war begeistert. Er vermittelte mir den Kontakt mit Walter Köpping, der damals begonnen hatte, Material für seine Bildungsarbeit zu sammeln und die Herausgabe einer Anthologie alter und neuer Bergmannsdichtung plante.

Gemeinsam mit meinem Freund Köpping erlebte ich die Gründung der „Dortmunder Gruppe 61“, arbeitete mit ihm und den anderen Gruppenmitgliedern an deren schneller „Berühmtheit“, schrieb mit ihm an seiner Serie in den Organen der IGBE-Presse „Das Wort gilt dir, Kamerad“, die den Versuch unternahm, die alte „Arbeiterdichtung“ in ihren besten Aussagen und markantesten Texten dem Vergessen zu entreißen. Ihm stand ich auch zur Seite, als es in der Gruppe zu harten Auseinandersetzungen kam, und übernahm schließlich die „Betreuung der in der Gruppe schreibenden Arbeiter“, als Köpping die Gruppe verließ.

Literarische Werkstatt Gelsenkirchen — Werkkreis Literatur der Arbeitswelt

Um den in der Gruppe schreibenden Arbeitern jene Hilfe zukommen zu lassen, die ihnen die Gruppe nicht gewähren konnte oder wollte, betrieb ich 1967 mit dem Journalisten *Detlef Marwig*, dem man in Dortmund die Aufnahme in die Gruppe verweigert hatte, und dem Leiter der Volkshochschule Gelsenkirchen, *Dr. Rainer Kabel*, die Gründung der „Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen“. Sie gedieh sehr bald schon zu einer Institution, die in der ganzen Bundesrepublik Anerkennung fand.

„Jungen bisher unbekanntem Autoren ein erstes Forum zur eigenen Lesung und Publikation zu bieten“, war die erklärte Absicht der „Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen“ (LWG), genauer ihrer Veranstaltungsreihen und ihres rührigen Lektorats unter der Leitung von *Hugo Ernst Käufer*. Ihnen, soweit erwünscht, gezielt die in Dortmund verweigerte und lächerlich gemachte „Schreibhilfe“ und die notwendigen literarischen Grundinformationen zu vermitteln, waren die Inhalte meiner seither in der VHS Gelsenkirchen durchgeführten Arbeitsgemeinschaften und Kurse. Dazu hatte mir *Fritz Hüser*, der „Spiritus rector der Gruppe 61“, wie Marwig ihn in seinem Bericht über die Entstehung der LWG in dem Band „Beispiele Beispiele — Texte aus der Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen“ (Georg Bitter Verlag, Recklinghausen 1969) nennt, seine bis dato von ihm selbst geführte Interessenten-Kartei schreibender Arbeiter übersandt.

Meine ersten Kurse waren vornehmlich von solchen Interessenten besucht, die in Dortmund nicht zum Zuge gekommen waren. Angeregt durch das Echo der über lange Zeit regelmäßigen Lesungen der LWG kamen immer neue Interessenten hinzu. Die höheren Schulen wurden aufmerksam. Sie stellen heute mit Primanern und Sekundanern, die, wie sie immer wieder bekunden, oft nur eine „andere Deutschstunde“ erleben wollen, fast die Hälfte meiner Kursteilnehmer. Dabei war es meinen Bemühungen bei der Suche nach neuen „Schreibtalenten“ keinesfalls abträglich, daß diese Arbeitsgemeinschaften schlicht als „Schreibschule der LWG“ angesehen und benannt wurden. Immerhin haben einige ihrer Teilnehmer inzwischen schon ihre ersten eigenen Textbände herausgebracht.

Mein Engagement, das natürlich auch immer ein politisches und gewerkschaftliches war, hatte mich bereits schon in den ersten 60er Jahren auch mit dem Oberhausener Verlag *Anneliese Althoff*, dem späteren Asso Verlag und seinen Arbeitskreisen „Volkskunst in Aktion“ und „Progressive Kunst“ zusammengebracht. Hier erblickte ich die ideale Möglichkeit, durch gezielte und qualitativ richtungweisende Veröffentlichungen eine echte Renaissance der deutschen Arbeiterliteratur schaffen zu können. Neben meinem bereits erwähnten Textband „Stechkarten“ mögen das vor allem der von mir anlässlich der 80-Jahr-Feier der IGBE zusammengestellte und herausgegebene „Schichtenzettel“ und der durch Rundfunk und Fernsehsendungen bekanntgewordene Band „Für eine andere Deutschstunde“ deutlich machen. Er wurde inzwischen stillschweigend in mehreren Bundesländern als Unterrichtsbuch für den Schulunterricht zugelassen, zumal er auch Erfahrungsberichte von Pädagogen und didaktische Anleitungen zur Arbeitswelt-Thematik enthält.

Zwischenbilanz

Wie sich ganz konkret meine persönlichen Aktivitäten in den letzten fünfzehn Jahren darstellen, möchte ich mit der folgenden kurzen Aufzählung kundtun: Außer in drei eigenen Büchern veröffentlichte ich (gelegentlich bis zu 20 Textbeiträge) in weit über fünfzig Anthologien und Sammelbänden. Dazu schrieb ich zahlreiche Besprechungen und Aufsätze zum Themenbereich der Arbeiterliteratur. Viele der Texte aus den eigenen Bänden und aus den Anthologien fanden sich in Schulbüchern wieder oder wurden in Rundfunk und Fernsehsendungen übernommen. Kaum noch nachhalten lassen sich die Lesungen in Volkshochschulen, in Vereinen, Verbänden, Parteien, bei Maiveranstaltungen, die Thekenlesungen, Straßenlesungen, Kaufhauslesungen und Referate zum Thema der „Arbeiterliteratur“. Mit besonderer Freude folgte ich den Einladungen von Gewerkschaften zu Lesungen in Gewerkschaftsschulen, wo ich vor allem seit vielen Jahren schon regelmäßig zu den Sechswochenlehrgängen der Gewerkschaftsschule Haltern meiner eigenen Gewerkschaft eingeladen wurde. Einladungen der Schulen, Grundschulen, Gymnasien, Lyzeen, Universitäten zu Lesungen und Vortrag kommen hinzu. So kam es, daß ich meine 1973 erfolgte Abkehr als Bergbauangehöriger nach dem Anpassungsgesetz für den Bergbau nur begrüßen konnte, obschon sich durch sie meine Einkommensverhältnisse drastisch verschlechterten.

Zusammenfassend möchte ich noch folgendes feststellen: Zwar ist das Gegenwartsbild der Arbeiterliteratur, wie es sich in der Bundesrepublik darstellt, durchaus nicht einheitlich. Das machte mir meine letzte „Dichterlesung“ mit *Max von der Grün* in Dorsten vor einer Woche noch recht deutlich. Es entspricht, so meine ich, recht genau der sehr unterschiedlichen Bewußtseinslage der Arbeitnehmer in unserer Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung. Das schadet jedoch meines Erachtens der Sache selbst kaum. Zumal angesichts der Publikations-Serien des „Werkkreises Literatur der Arbeitswelt“ quantitativ längst schon die Publikationszahlen der sogenannten „alten Arbeiterdichtung und -literatur“ erreicht und gar überschritten wurden. Auch die Sekundärliteratur steht da nicht nach. Bedenklich aber stimmt mich, daß dennoch eine Integration dieser Literatur in die Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung ferner denn je zu sein scheint. Weder die Gewerkschaftspresse noch die gewerkschaftliche Bildungsarbeit haben es bisher vermocht, sich ernsthaft überhaupt mit diesem Phänomen auseinanderzusetzen. Das ist um so beängstigender, als in ihm schließlich die ureigenen Probleme von Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung angesprochen und artikuliert werden. Wenn hier nicht schon sehr bald ein ernster Wandel erfolgt, dürfte diese Literatur der Organisation einfach über den Kopf wachsen, was sie in ihren besten Vertretern zur Zeit zwar keineswegs möchte, was mir aber bei der immer ausgeprägteren Konsumenten-Mentalität der Arbeitnehmerschaft als unausweichlich erscheint.

*Josef Büscher, geb. 1918, Gelsenkirchen-Horst,
Bergmann*

Wie ich zum Schreiben kam

Werdegang — Erste Texte

Geboren wurde ich 1929 in Stettin, meine Vorfahren waren Bauern, mein Vater besitzt eine Gärtnerei in Schleswig-Holstein, ich bin seit 1948 Bergmann. Von 1948 bis zum Jahre 1965 arbeitete ich auf der Zeche Welheim in Bottrop bis zur Stilllegung dieser Zeche, danach auf den Stinneszechen 3/4 in Gladbeck-Brauck und 1/2/5 in Essen-Karnap

bis zum Jahre 1970. Heute bin ich beschäftigt auf der Zeche Nordstern in Gelsenkirchen-Horst. Im Jahre 1961 wählten mich meine Kollegen in den Betriebsrat der Zeche Welheim. Im gleichen Jahr bekamen wir Betriebsräte von unserer Gewerkschaft zu Weihnachten den Gedichtband „Wir tragen ein Licht durch die Nacht“ als Geschenk. Zum erstenmal hielt ich ein Buch in den Händen, das Bergarbeitergedichte enthielt. Sie waren zusammengestellt worden von *Fritz Hüser* und *Walter Köpping*. Am meisten sprachen mich in diesem Buch die Gedichte des Bergarbeiters und Dichters *Heinrich Kämpchen* an. Heinrich Kämpchen, selbst lange Jahre Hauer unter Tage, erhielt, im Streik 1889 gemäßregelt, Anfahrverbot auf Lebenszeit. In seinen Gedichten fand ich mich selbst wieder, ich, ein Bergmann im Jahre 1961. Wie kaum ein anderer hat Kämpchen die Schwere der Bergarbeit, die Not seiner Kumpel, die ganze Not seiner Klasse in Versen dargestellt. Wenn er sagt:

„Vermeidet doch die Überschichten
von denen es im Volksmund heißt:
Überschichten sind Gerichte
in denen man sich selbst verspeist.“
oder:
„Nur Toren und Verräter
teilen uns geschwind
in Christen und Nichtchristen
wo wir doch Brüder sind!“

so kann man diese Zeilen auch heute noch unterschreiben.

Im Jahr 1962 schrieb ich mein erstes Gedicht, noch nicht sozialkritisch, es sollte die Sehnsucht der Bergleute nach Licht und Sonne ausdrücken. Lange trug ich es mit mir herum, zeigte es gelegentlich einigen Kollegen und steckte es wieder ein.

Nun, Mitglied des Betriebsrates einer Zeche sein, das heißt den Kumpels unter Tage Rede und Antwort stehen, das heißt sich schulen, sich bilden. So besuchte ich Lehrgänge in Gewerkschaftsschulen meiner Gewerkschaft und des DGB. Mein zweiter Lehrgang, ein Grundlehrgang, führte mich nach Amshausen, einer kleinen Schule der IGBE. Hier zeigte ich meine inzwischen zahlreicher und sozialkritischer gewordenen Gedichte dem Schulleiter *Horst Alexander*. Er behielt sie bei sich, las sie und nannte mir die Adresse von *Walter Köpping*, der in der Hauptverwaltung der IGBE beschäftigt war. Doch bevor ich meine Texte an *Walter Köpping* sandte, las ich in „Der Quelle“, der Funktionärszeitschrift des DGB, einen Artikel „Hat ein Heinrich Kämpchen heute noch eine Chance?“, in dem *W. Sauermann* beklagte, daß die Gewerkschaftszeitungen zu wenig Texte von Schreibern aus der Arbeitswelt brächten. Zwei Antworten auf diesen Artikel, von *Bruno Leon* und von *Walter Köpping*, wiesen mir den Weg zu *Fritz Hüser*, dem Mitbegründer der Dortmunder Gruppe 61. Ich sandte *Fritz Hüser* meine Texte zu, er las sie und schrieb mir, daß er sehr beeindruckt sei. Gleichzeitig betonte er, daß es wichtig für mich wäre, mich mit anderen Autoren in Verbindung zu setzen. Ich war stark daran interessiert, schreibende Arbeiter kennenzulernen. *Walter Köpping* suchte mich auf, er arbeitete einige Texte mit mir durch und nahm mich in seine Aufsatzreihe: „Sie schreiben heute — Neue Industriedichtung“ auf. Im Herbst 1963 stellte er mich der Dortmunder Gruppe 61 in einer Tagung vor, ich las einige Texte und wurde als Mitglied aufgenommen.

Solidarität der Schreibenden

Von nun an schrieb ich alles in Lyrik und Prosa auf, was meine Kumpel und mich bedrückte. Bis heute sind es weit über 300 Gedichte, etliche Kurzgeschichten, Satiren

und Glossen und auch Artikel geworden. In weit über 50 Sammlungen bis in Schulbücher hinein sind bisher Texte von mir erschienen, und im Jahre 1974 liegt mein erster Gedichtband „Ein Direktor geht vorbei“ vor. Meine Gedichte „Artisten“ und „Im Betrieb“ wurden in fast allen Gewerkschaftszeitungen abgedruckt. Ich hatte nun Verbindung mit schreibenden Kollegen, besonders die Freundschaft mit Josef Büscher hat mir in meinem bisherigen Schaffen sehr geholfen.

Wenn man das Schreiben ernst nimmt, schreibt man ja nicht im stillen Kämmerchen so vor sich hin, als einzelner kann man sich nicht durchsetzen, Solidarität unter Schreibenden ist genauso wichtig wie in unserer Gewerkschaftsbewegung.

Die ständige Arbeit unter Tage, gleichzeitige Betriebsratszugehörigkeit, Mitarbeit in der Schachtgruppe als Schriftführer, Tätigkeit als stellvertretender Knappschaftsältester, Hauskassierer in meiner IGBE-Ortsgruppe, später dann einige Jahre Bildungsobmann, schärfen mir den Blick für betriebliche und gesellschaftliche Zusammenhänge, lieferten mir meine Themen sozusagen frei Haus.

Heute bin ich als technischer Sachbearbeiter in der Betriebswirtschaftsstelle der Zeche Nordstern in Gelsenkirchen-Horst tätig. Nach 22 Jahren Hauerarbeit unter Tage kenne ich nun auch die Arbeit eines Angestellten im Büro, meine unmittelbaren Vorgesetzten sind sogenannte „leitende Angestellte“, ihre Probleme sind mir also gleichermaßen geläufig. So ist der Bogen meiner schriftstellerischen Tätigkeit weit gespannt, Themen bekomme ich genug geliefert, ich brauche sie nicht zu suchen.

Da ich 1948 von außen her in den Bergbau gekommen bin, sehe ich viele Dinge vielleicht schärfer, klarer, differenzierter. Der Erfolg scheint mir recht zu geben. In zahlreichen Lesungen vor Arbeitern, Funktionären der Gewerkschaften, Studenten, Hörern an Volkshochschulen, Passanten auf der Straße und auf Märkten, in Maikundgebungen, bei Jubilarehrungen, in Kneipen vor und hinter dem Tresen, an Schulen vor Gymnasiasten habe ich Zuspruch und Kritik erfahren, habe ich die Nöte und Sorgen meiner Kollegen literarisch mitteilen können.

Sicher kann man mit dem Schreiben von Gedichten, Geschichten und Romanen allein nicht die Welt verändern, diese Fragen mußten Schriftsteller wie *Böll*, *Grass*, *Kästner* und *v. d. Grün* (um einige zu nennen) auch verneinen. Ich kann aber versuchen, Dinge, die sich täglich in den Betrieben und in der Gesellschaft abspielen, durchsichtiger zu machen, kann die Lesenden und Zuhörenden zur Aktivität, zur Solidarität gegen Unterdrückung und Willkür aufrufen. Als Funktionär der Gewerkschaft, als engagiertes Mitglied meiner Partei, kann ich sozial- und gesellschaftspolitisch wirken, in Verbindung mit meiner und der schriftstellerischen Tätigkeit meiner schreibenden Kollegen und Freunde.

Zurückhaltende Gewerkschaftspresse

Reflexion dieser Tätigkeit könnte sich stärker dokumentieren, wären unsere Verbreitungsmöglichkeiten größer. Vor allem die Gewerkschaftspresse könnte diese Dokumentation liefern, indem sie die Arbeitsweitschreiber mehr drucken würde. Zuschriften aus den Leserkreisen unserer Gewerkschaftskollegen würden beweisen, ob unsere Arbeit auf fruchtbaren Boden fällt.

Leider finden wir in diesen unseren Gewerkschaftszeitungen kaum Texte schreibender Arbeiter, auch heute noch nicht, 10 Jahre nach der Frage von W. Sauermann in der „Quelle“. Gewiß sind die „Kämpchens“ dünn gesät, aber seit der Gründung der Werkkreise schreibender Arbeiter und Angestellter hat es schon einige gegeben, zumindest im Ansatz.

Wünschen wir uns also, daß die Redakteure unserer Zeitungen nicht mehr mit der Floskel antworten, daß sie genug eigene redaktionelle Beiträge zu den jeweils dargestellten Themen haben. Oft genug sind die Unterhaltungsseiten dieser unserer Zeitungen mit seichten Geschichten gefüllt, die von Agenturen geliefert werden. Wir Schreiber der Arbeitswelt, so meine ich, haben ein Recht darauf, in unseren Zeitungen gedruckt zu werden, denn hier ist die Verbreitungsmöglichkeit am größten. Daß unsere Themen stechen, haben zahlreiche Veröffentlichungen bewiesen. Der große *Gerhart Hauptmann* hat einmal bekannt:

„O, beuge dich nieder zum Herzen der Armen mitleidig und mild,
und was es dir zitternd und weinend enthüllt, ersteh' es in Tönen
dir wieder.“

Haben wir es nötig, daß Schriftsteller sich zu uns herabbeugen müssen, um die Stimme des Volkes zu erfahren und sie dann anderen mitzuteilen? Wir können uns selber mitteilen! Und wenn es bei Heinrich Kämpchen heißt:

„Leser liest du diese Lieder denke
dabei immer wieder wenn die Form
nicht ganz gelungen daß ein
Bergmann sie gesungen. Daß sie tief
im Schoß der Erden dort bei Arbeit
und Beschwerden wo kein Professor
vorhanden sind zu allermeist
entstanden. Und wenn noch
Vollendung fehlet echter Geist sie
doch beseelet rechter Mut, aus Nacht
und Ketten Arbeitsbrüder zu
erretten. Darum lies nur immer
wieder diese schlichten
Bergmannslieder. Und noch besser —
helfe handeln um in Taten sie zu
wandeln!“

so ist damit eigentlich alles gesagt, was wir Schreiber wollen. Ich möchte das in Anlehnung an Gerhart Hauptmann zum Schluß so ausdrücken:

Ich brauche das Leben nicht zu suchen
Millionen leben es mit mir
Ich brauche nicht nach Flüchen zu horchen
Millionen fluchen neben mir
Ich brauche Worte nicht zu erfinden
Millionen sprechen neben mir
Ich brauche zum Volk mich nicht zu beugen
Millionen beugen sich mit mir
Ich brauche nach Schwielen nicht zu fühlen
ich spür sie selbst in meiner Hand
Ich brauche Schmerz nicht nachzuempfinden
spür ich ihn selber doch in mir
Kritikern brauch ich nicht zu schmeicheln
Kritiker sind sie alle neben mir.

*Kurt Rüter, geb. 1929, Bottrop,
Bergmann*

Der unbequeme Staatsbürger ist das Ideal der Demokratie

Motivation: Gegen Bewußtseinsmanipulation

Die Frage nach den Motivationen der Autoren des Werkkreises Literatur der Arbeitswelt ist mit diesem Titel, einem Wort des verstorbenen Bundespräsidenten *Theodor Heuss*, beantwortet. Aber z. B. nach einer Lesung ist der diskutierende Zuhörer mit dieser gestrafften Antwort nicht zufrieden. Die Texte der Arbeitswelt-Autoren sind in vielen Fällen Auslöser für eine „Neue Deutschstunde“ in Sachen Demokratie. Eine Episode nach einer Lesung machte vor kurzem einigen Zuhörern klar, daß sich, entgegen der Behauptung unbelehrbarer Kritiker, keine exotischen Sonderlinge produzieren wollen. Es geht um verdammt mehr. Nachdem ein Autor progressiver Texte zum x-tenmal gefragt wurde, warum er schreibt, stellte er die ungewöhnliche, aber notwendige Gegenfrage: „Wenn Sie ein Bedürfnis haben, z. B. Sie müssen mal, warum gehen Sie nach 00?“ „Weil ich muß.“ Genau, sagte der Autor, wohl wissend, daß sich diese Frage erübrigt, denn der Fragesteller kennt gewiß das Anliegen des Autors.

Die Beantwortung der Frage „Für wen?“ scheint mir wichtig. Zwar ist auch eine mehr oder weniger anonyme Lesergemeinde anzusprechen, aber es geht mir vor allem um Menschen, deren Sorgen und Nöte ich kenne, es geht um die Abhängigen und Unterdrückten, die sich ihrer Lage, ihrer Abhängigkeit oft nicht bewußt sind. In Diskussionen wird oft gesagt, daß die von uns behandelten Probleme doch allen bekannt seien. Das ist ein großer Irrtum. Gerade die Betroffenen wissen zu wenig z. B. von der verschleierten Ausbeutung. Es gilt, zwei wesentliche Bastionen der Meinungsmanipulation zu durchschauen. Erstens bedienen sie sich der bewährten Ablenkungs- und Bedürfnisstrategie: damals Brot und Spiele, heute Hähnchen und Rot-Weiß (um nur ein Beispiel zu nennen). Zweitens: Die herrschende Minderheit hat beinahe alle Informationsmittel in der Hand. Daraus resultiert das mangelnde Bewußtsein der meisten Lohnabhängigen. Wir, die Werkkreisautoren, schreiben gegen die Manipulation und für unsere Kollegen, die da nicht durchsehen. Wir wollen unseren Standort klären helfen und bewußt machen. Wir wissen, daß wir mit dem Schreiben nur begrenzte Möglichkeiten haben, aber wir können Anstöße geben. Das ist schwer, aber wir werden damit nicht aufhören. Den Einwand, daß gegen die Verschleierungsmechanismen eines mächtigen Systems die Bemühungen um Gegeninformation durch Literatur aussichtslos seien, teilen wir nicht, weil wir da einige Erfahrungen haben. Wenn ich mit der Flüstertüte auf der Zechenmauer, auf dem Wochenmarkt oder in meinem Kokereibetrieb meine Gedichte vorlese, hören natürlich nicht alle zu. Ich bin sogar überzeugt, daß mich manche für einen Spinner halten. Wie könnte das anders sein? Aber viele Arbeitskollegen hören zu, sie sagen auch, wenn ich etwas nicht scharf genug ausgedrückt habe. Und wenn ein Arbeitskollege, der vor nicht langer Zeit noch weit davon entfernt war, die „Schreiberei“ inzwischen nützlich findet, zu mir kommt und sagt: „... darüber mußst du schreiben“, dann weiß ich, daß wir eine kleine Teilstrecke auf dem langen Marsch zurückgelegt haben.

Bildung: Voraussetzung für Veränderung

Als Bildungsobmann einer Ortsgruppe der IGBE betone ich: Bildung ist die Voraussetzung für jede soziale und politische Veränderung. Die realistische Schreibweise, die Widerspiegelung der Wirklichkeit ist von der Bildungsfrage *nicht* zu trennen. Die „schöne Literatur“, von blauem Dunst geschwängert, mag für Sonntagsmetaphysiker (*Tucholsky*) genügen. Wir brauchen das Wort zum Alltag (*Büscher*). Zum wirklichen Tag mit seinen Nöten, Aufgaben und Zielen. Den Vorwurf des Ausschließlichkeitsan-

Spruches weisen wir zurück. Wir betonen aber, daß der arbeitende Mensch von der Literatur nicht im Stich gelassen werden darf. Die Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit der deutschen Gegenwartsliteratur hat nachteilige Auswirkungen auf unser Bildungs- und Erziehungswesen. Typisch dafür ist heute noch der Zustand der Schullesebücher. Die Kluft zwischen Schulweisheit und Lebenswirklichkeit muß geschlossen werden. Es bleibt zu hoffen, daß die Industriedichtung bis in unsere Schullesebücher, bis zu den Redaktionen (auch — nein, vor allem — den Redaktionen unserer Gewerkschaftszeitungen) durchdringt.

Karl Jaspers sagt sinngemäß: Industriedichtung ist keine Laienkunst, keine zweit-rangige Literatur. Sie ist kein Hobby für schreibende Arbeiter und Angestellte, sie ist nicht als Ausgleich für die z. T. harte Berufsarbeit zu verstehen. Hier ringen Menschen um Selbstverständnis, um Weltverständnis. Die Industriedichtung ist ein Teil des Strebens nach Existenzerhellung mit dem Ziel der Existenzbewältigung. Es gilt nicht nur festzustellen, daß die Welt veränderbar ist; festgefahrene, rückständige Verhältnisse müssen geändert werden. Die Industriedichtung vermag einen Beitrag zur Lösung dieser Probleme zu leisten.

Daß der Leser nicht spontan zur progressiven Literatur geht, ist uns klar. Also gehen wir zum Leser, um auch neue Schreiber zu gewinnen. Das wird z. B. in den Werkkreisen und in der Literarischen Werkstatt Gelsenkirchen praktiziert. Elfenbeinturmpraxis gibt es dort nicht. Es war schon sehr viel Kleinarbeit erforderlich, um in Jugendverbänden, bei Maikundgebungen und sonstigen Gewerkschaftsveranstaltungen, bei öffentlichen Lesungen der Volkshochschulen und bei Bildungsveranstaltungen usw. zu Wort zu kommen. Können wir aber von einem Durchbruch sprechen? Wohl kaum. Eins steht aber fest: Die schreibenden Arbeiter sind nicht mehr zu überhören, noch weniger totzuschweigen. Die Palette der Möglichkeiten ist breit und wird wahrgenommen. Im folgenden will ich einige Beispiele aus meinem Erfahrungsbereich nennen.

Beispiele: Deutschstunde — Tresenlesung — Straßendiskussion

Der Lehrer *Rudolf K.* bekam von einem seiner Schüler das Buch „Für eine andere Deutschstunde“ geschenkt. Er las, fing Feuer und bat mich — nein, er nagelte mich fest; „Sie werden mit meinen Schülern eine Deutschstunde praktizieren.“

Ein Kokereimaschinist, Volksschüler — Religion und Turnen gut, alles andere genügend — dachte ich, soll Deutschunterricht in der Klasse FSO 12/2? -- -Au wei.

Als ich vor der Klasse stand, habe ich den 18- bis 21jährigen gleich meine Bedenken mitgeteilt. Sie kümmerten sich gar nicht darum, sondern wollten von mir, dem Mann aus der Kokerei, der seinen Kollegen in der Pause seine Texte vorliest, Gedichte hören. Ich las also erst einmal vor. Einige meiner politischen Verse, kurze Prosa und etwas aus meinem Bericht „Über Erich“. Wir hatten Diskussionsstoff für drei Stunden.

Meine „Schüler“ zeigten vor allem Interesse an den inhaltlichen gewerkschaftspolitischen Problemen, und nicht alle waren gleicher Meinung. Im Mittelpunkt stand die Frage des einseitigen Profits und der Machtkonzentration. Als einer der Jungen meinte, heute wäre die Ausbeutung gar keine Frage mehr, kleine Ungerechtigkeiten ja, aber Ausbeutung? Nein!, ging die Debatte los. Ich selbst brauchte kaum noch etwas zu sagen.

„Ketten mit Eisenkugeln“, meinte einer, „sind doch nicht mehr die Symbole der heutigen Ausbeutung. Das machen die Herren jetzt mit fast unsichtbaren Perlonfesseln.“

„Ja aber, wenn die Frau mitarbeitet, um das Auto zu finanzieren, kann doch von Ausbeutung nicht die Rede sein.“

„So? Und was ist mit der Demokratie am Arbeitsplatz?“

„Wie ist das mit den Profiten?“

„Und die Frauenlöhne? Bekommen die Frauen für gleiche Arbeit den gleichen Lohn?“

„Wo bleibt die Mitbestimmung am Arbeitsplatz, im Betrieb, in der Wirtschaft?“

Zu wenig, meinten die Schüler, würde in den Lesebüchern von den Realitäten vermittelt, da fehlt, meinten sie, gerade der Bereich, der am wichtigsten ist. Deshalb sei eine andere Deutschstunde notwendig.

„Aber“, fragte einer, „hat denn Literatur von der Arbeit und vom Alltag überhaupt die Wirkung, die ihr zukommt? Wird nicht nur eine kleine elitäre Gruppe erreicht?“

Gewiß, diese Literatur, stellten wir gemeinsam fest, hat noch nicht den Stellenwert, den sie haben müßte. Viel Kleinarbeit wie hier in der 12/2 ist nötig. Und viele Lehrer wie Rudolf K. Nur mit Rücksicht auf den Hausmeister mußte diese Deutschstunde beendet werden.

Ein anderes Beispiel: Literatur hinter dem Tresen. Der Ablauf der ersten Thekenlesung kann (ohne Weihrauch) als guter Erfolg gewertet werden. Die sonst zurückhaltende Presse berichtete: „Arbeiter lasen über Probleme von Arbeitern. Der Versuch kam an.“ Eine andere Pressestimme: „Literatur hinterm Tresen hatte unerwarteten Erfolg.“

So einfach hatten es die Autoren jedoch nicht. Nachdem Sinn und Zweck dieser Initiative lautstark verkündet wurden, verstummte auch das Kontra und Re der Kartendrescher. Ein heiterer Gast wollte keine „Verskes“ hören, sondern Bier trinken. Ein anderer: „Putz'n Fisch, wenn dich datt nicht paßt.“ In Doppelreihe standen die Zuhörer am Tresen (Westfälische Rundschau). Den äußeren Rahmen bildete die Wuppertaler Grafik-Werkstatt, die ihre Bilder in der Gaststätte ausgestellt hatte. Gepfefferte Salven wurden gegen die inhumane Leistungsgesellschaft abgefeuert. Die Solidarität der Abhängigen und das Problem der Energiegaunerei boten Anlaß für eine temperamentvolle Zwischendiskussion. Die Anwesenheit des Rundfunks zeigte das öffentliche Interesse an solchen Veranstaltungen. Wieder wird gelesen. Über den Napalmterror in Vietnam, über *Kausens* Mietwucher. Zustimmung, aber auch kritische Einwände kennzeichnen den Verlauf der Gespräche. Zahlreiche Kneipenlesungen haben inzwischen stattgefunden. Natürlich bleiben auch Pleiten nicht aus. Wenn z. B. nur ein Dutzend Hörer erscheinen, dann wissen wir, daß der Arm des Fernsehkommissars länger ist. Das tut unserer Sache keinen Abbruch.

Auch die belebte Geschäftsstraße, die Bahnhofshalle, das Kaufhaus und der Wochenmarkt bieten Kommunikationsmöglichkeiten. Weihnachtsmarkt in Marl: Geschenkartikel, Spielzeug, Süßwaren. Der dröhnende Lautsprecher übertönt die asthmatische Orgel des Kinderkarussells. Von einer Buchhandlung werden Kinderbücher und Arbeiterliteratur „für die Großen“ angeboten. Die von den Arbeiterautoren gesprochenen Texte beleben das Gespräch und den Verkauf. Eine Durchsage: „Wer ein Groschenheft oder einen Schundroman abliefern, bekommt ein druckfrisches gutes Buch.“ Die Autoren haben (Pech) Glück. Nach kurzer Zeit landen sechs Exemplare in einer Abfallkiste. Dann eine (ökonomisch) notwendige Durchsage: „Die erfolgreiche Aktion ‚Literatur gegen Schund‘ ist beendet.“

Erfreulich war die Resonanz der Teilnehmer an Großveranstaltungen des DGB zum 1. Mai (Oberhausen, Wattenscheid und Gelsenkirchen). Natürlich war ich als Autor ein wenig stolz. Es war aber wichtiger, daß die Kollegen mir die Notwendigkeit gerade solcher Aussagen bestätigten.

Arbeiter dichter: Links unterwandert oder nicht rot genug?

Öfter, als man das erwartet hat, bietet man uns Arbeiterschriftstellern jetzt ein Forum an. Das wird Mode. Es wird auch Mode, uns „nichtakademischen Frechlingen“ in die Suppe zu spucken. Den einen gelten wir als links unterwandert, den anderen sind wir nicht rot genug. Was soll der Quatsch? Zunächst sei angemerkt: Wir sind da! Bei öffentlichen Lesungen ist festzustellen, daß sich die Zuhörer mit der „Fiktion“ schreibender Arbeiter heftig beschäftigen und auseinandersetzen. Sowohl die Beweggründe der Schreibenden als auch Inhalt und Form werden hart diskutiert. Mir ist das recht, denn ich möchte dazulernen.

Diskussionen mit Studenten und „fertigen“ Intellektuellen fanden oft statt. Eines ist hervorzuheben: Es wurde nicht um falsche oder richtige Metrik, nicht um Interpunktion gefeilscht. Obwohl der Inhalt lupiert wurde, gab es doch Fragen, die man so einfach nicht stellen kann. Warum schreiben Sie? Was soll das? Was haben Sie damit schon geändert? Nehmen Sie doch lieber einen Knüppel! Wir Autoren sind uns doch darüber im klaren, daß Arbeiter-Literatur nur *ein* Mittel zur Bewußtmachung von Unbewußtem ist. Es werden Denkanstöße gegeben. Als Auslöser zum Gespräch, zur Aktivität, hoffentlich zur Aktion. Die superklugen Kausalstrategen können nicht im Ernst erwarten, daß Arbeiterdichtung den sprunghaften Umschlag angesammelter Quantität in eine neue Qualität zur Folge hat. Wenn ich mich des Vokabulars dieser — verständlicherweise ungeduldigen, aber taktisch unklugen — extremen Saltoschläger bediene, so will ich aufzeigen, wie schwer es ist, mit *Mitmenschen* ein fruchtbares Gespräch zu führen, von denen eigentlich zu erwarten ist, daß sie sich um die notwendige Zusammenarbeit bemühen sollten. Mit unseren Antikriegsgedichten pinkeln wir die Napalmbombe doch nur an. Und dann ist der Superrevoluzzer sehr ungehalten, wenn er, nach Alternativen befragt, von uns wiederum die Antwort bekommt: Besser so als wegwischen, wie Sie es tun. Sie lamentieren und machen nichts; aber lassen Sie uns die Illusion, daß wir mit dem Urinstrahl vielleicht den Zünder außer Kraft setzen.

Es mangelt also nicht an Schwierigkeiten und Kontroversen. Lustig wird es, wenn die Meinungsfabrikanten der anderen Seite hellhörig werden. Der Unternehmerbrief des Deutschen Industrieinstituts hat in einer scheinbar kritisch wertenden Verlautbarung versucht, die Arbeiterdichtung als linken Kitsch, als reaktionär rückständig abzutun. Eine gewerkschaftlich verbindliche Kollegialität, besser gesagt, die Solidarität, die mit den Unsicherheiten im Bergbau (z. B.) aufgetreten ist, und die die Bergarbeiterdichtung zur politischen Vorhut gemacht hat, wird diffamiert, wird als rückständiges, unlogisches Denken bezeichnet, das von notwendigen Erfordernissen nichts wissen will. Das sind gezielte Giftpfeile. Die Gedichte, Skizzen und Kurzgeschichten, die Romane, Erzählungen und Berichte sind bewußter und realitätsbezogener geworden. Warum haben die Herren so sauer reagiert? Weil sie genau wissen, daß unsere Literatur nicht die Aufgabe hat, den geistigen Standort des Lesers zu stabilisieren, sondern das Bewußtsein des Lesers zu verändern.

Man soll die Arbeiterdichter nicht in Watte packen, sie unberührbar machen. Sie machen Fehler, und die müssen beseitigt werden. Natürlich würde mich ein Lob von rechts stutzig machen; ich hätte gewiß nicht im Sinne meiner Kollegen geschrieben. Aber es geht auch nicht an, daß man links außen vom Stuhl fällt, auf dialektische Denkfehler aufmerksam macht und selbst nichts Besseres bieten kann. Eine echte Kritik muß den, der kritisiert wird, ein Stück weiterbringen.

Zurück zur Frage, warum ich schreibe: Unfertig sind wir Menschen, und unfertig ist unsere Welt. Der Wille zur Veränderung ist die Triebfeder für meine literarische Tätigkeit. Den Begriff Arbeiter-Literatur verstehen meine Kollegen und ich so: Unser Schrei-

ben soll die menschlichen und materiell-technischen Probleme der Arbeitswelt als gesellschaftliche bewußt machen. Ich hoffe, mit einem meiner Texte mein Anliegen sichtbar zu machen:

Bergarbeiterhände

Am Morgen
umklammern die Hände
den Abbauhammer. Der
Hammer dröhnt:
„Leben durch Arbeit!“

Am Nachmittag tragen
die Hände das
Protestplakat. Das
Plakat schreit: „Wir
wollen Sicherheit!“

Am Abend
halten die Hände
ein Buch.
Das Buch sagt:
„Denke! Verändere!
Durch Wissen zur Tat!“

*Richard Limpert, geb. 1922,
Gelsenkirchen, Zechenmaschinist*

Für Kreativität und Gestaltung — gegen Traktate und Dienstanweisungen

Viel, zeitweise zu viel, wird seit geraumer Zeit darüber geschrieben, nun nimmt sich, so scheint es, die Gewerkschaftspresse dieses Themas an: Arbeitswelt, Literatur der Arbeitswelt, Arbeitswelt in der Literatur. Manchmal wird mir bange vor soviel Publizität. Aber viele Seiten, die über den Komplex Arbeitswelt in der Literatur geschrieben werden, tragen kaum zur Klärung in der theoretischen Diskussion bei, verwirren nur, es wird oft nur geschrieben aus Emsigkeit oder Betriebsamkeit.

Als ich in den Jahren 1962 und 1963 meine beiden ersten Romane veröffentlichte, aus der Arbeitswelt, damals noch etwas eingeschränkt auf die spezielle Welt und Problematik des Bergmannes und des Bergbaus, da sahen die professionellen Kritiker — mit wenigen Ausnahmen — auf mich herunter, wie vielleicht auf ein behindertes Kind, dem man Mitleid zollt, nicht aber gesellschaftliche Anerkennung; es existiert zwar, aber es ist nicht vollwertig. Heute ist „Irrlicht und Feuer“ längst zur Pflichtlektüre in Schulen geworden — nicht nur in Deutschland.

Seit dem Jahre 1963, also seit Erscheinen von „Irrlicht und Feuer“ dauern denn auch die Kontroversen mit den Gewerkschaften an; wurden andere Autoren zu Nestbeschmutzern, so wurde ich zum gewerkschaftlichen Nestbeschmutzer stilisiert, und es gibt nicht wenige Funktionäre, die mir ein klinisch gestörtes Verhältnis zu den Gewerkschaften unterschieben. Mein Trost dabei ist, daß es die kleinen und selbstgerechten Geister sind.

Ich hatte in dem Buch die „Unerhörtheit“ begangen, die Verhältnisse so darzustellen, wie ich sie vorgefunden habe, nicht, wie einige Herren der IGs sie sehen wollten, damit eigene Unzulänglichkeiten vertuscht werden könnten. Höhepunkte der Kampagne gegen mich waren Artikel von *Walter Köpping* in der „Einheit“ 1968 über meinen Roman „Zwei Briefe an Pospischiel“ und 1973 in der „Welt der Arbeit“ über meinen Roman „Stellenweise Glatteis“ von einem Rezensenten, dessen Namen ich vergessen habe.

Einbeziehung des Gewerkschaftsbereiches in die literarische Auseinandersetzung um und über die Arbeitswelt ist wohl das Selbstverständliche, wer es nicht tut, der lügt sich und anderen was vor, wer es tut ohne kritische Distanz, macht sich zum Hof-sänger einer Interessengruppe, die, unter die Lupe genommen, gar nicht so lupenrein ist. Den Menschen in seiner Abhängigkeit darstellen — und Arbeitswelt ist ja diese Abhängigkeit in Vollendung, das ist mein schriftstellerisches ABC — muß auch bedeuten, Institutionen einbeziehen, die die Interessen der Arbeiter zu vertreten haben.

Was nach Erscheinen meines Romans „Stellenweise Glatteis“ auf mich zukam — teilweise noch vor Erscheinen des Buches — von der Gewerkschaft, von der Bank für Gemeinwirtschaft, von der IG-Chemie-Zentrale in Hannover, das bestätigte nur mein Buch in allen Details. Viele Gewerkschafter verstehen sich tatsächlich als die heiligen Kühe der Nation, nach dem Motto: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich. Oft bin ich versucht zu sagen, sie verhalten sich genauso, wie die auf der anderen Seite, über die sie seit Jahren lächeln: Die Partei hat immer recht! Kritik vertragen muß gelernt sein — wahrscheinlich lernt sie ein Schriftsteller schneller und gelassener ertragen, jedenfalls kann ich das von mir sagen —, Gewerkschafter rechnen sich immer noch zu den Schwachen im Lande, und Schwachen hat man beizustehen. Vielleicht reagieren sie deshalb so mimosenhaft, weil sie einsehen, daß man recht hat, am Biertisch oder unter vier Augen sprechen sie ganz anders.

Literatur der Arbeitswelt wurde eine Welle, schlagartig, und ich bin mir nicht sicher, ob sie bei den Schreibenden, egal ob Professional oder sogenannter schreibender Arbeiter, zum Engagement wurde oder ob sie nur eine gängige Mode vertreten. Es ist schwer nachprüfbar, genausowenig wie: Bin ich engagiert oder bin ich engagiert worden?

Als die „Dortmunder Gruppe 61“ vor 13 Jahren mit dem Anspruch auftrat, die Arbeitswelt literarisch in den Griff zu bekommen, da war auf der literarischen Szenerie nichts. Wir in der Gruppe waren damals der Auffassung, daß die Welt der Arbeit schlechthin in das allgemeine Bewußtsein gehoben werden mußte — die Literatur ist eine Möglichkeit der Bewußtseinsmachung.

Die gesellschaftlichen Kriterien wandelten sich, spätestens seit APO-Zeiten. Um das Jahr 1967/68 erhielt Literatur aus der Arbeitswelt mehr und mehr den Charakter von Kampfschriften, das ging so weit, daß man einen Roman ein erweitertes Flugblatt nannte, ein Anspruch, den die meisten Autoren der Gruppe nicht erfüllen konnten. Da sich die Dortmunder Gruppe bald im klaren darüber war, daß Kampfschriften etwas anderes sind und sein werden, nämlich Produkte aus einer akuten Kampfsituation, verweigerten sie sich weitgehend dieser Forderung. Eine der Folgen war die Gründung des Werkkreises mit seinen Werkstätten, die heute über das Bundesgebiet verstreut sind.

Ein paar Wortführer im Werkkreis traten mit der Forderung auf, daß man die Arbeiter (m. W. 23 Millionen) zum Schreiben bringen müsse, um ihnen politisches Bewußtsein beizubringen. Welch ein Anspruch, Welch eine Vermessenheit und Selbstüberschätzung. Ich habe damals in einem Fernsehinterview gesagt — und wiederhole es hier

ausdrücklich —, daß ich diesen Anspruch für eine Fiktion halte; der Arbeiter, der schreibt, wird immer wieder die Ausnahme bleiben. Nur wurde mein Nachsatz stets verschwiegen. Hier praktizieren die Linken im Werkkreis dieselbe Methode, die sie der Rechtspresse vorwerfen: Was nicht in unser Konzept paßt, das wird verschwiegen. Einer, ich weiß seinen Namen nicht mehr, hat sich sogar so weit entblödet, ein Gedicht zu schreiben, daß auch er zur schreibenden Fiktion gehört. Nach meinen Worten gehört er nur schlicht zur Ausnahme.

Wie kommt es eigentlich, daß viele Autoren — insbesondere im Werkkreis — sich scheuen, den Komplex Gewerkschaft in ihr Schreiben einzubeziehen. Ich verfolge alles, was an Gedrucktem aus dem Werkkreis kommt. Ich finde nichts, außer, die Gewerkschaft hat immer recht, die Gewerkschaft ist sowieso der Prügelknabe der Nation, deshalb müssen wir sie — unreflektiert — in Schutz nehmen. Schreiben also als taktisches Konzept? Woher diese Scheu — oder ist es womöglich Angst vor Repressalien, Angst vielleicht, den letzten Anker und die letzten Orientierung zu verlieren. Das wäre zumindest für mich noch verständlich. Aber Schreiben erfordert Konsequenz, ich selbst muß mit offenem Auge vor dem bestehen können, was ich geschrieben habe. Da geht es nicht an, daß man über Möglichkeiten spricht, Literatur zu organisieren, sondern man hat über Texte, also über Kreativität und über Gestaltung zu sprechen. — Ich höre schon, wie jetzt alle sagen: der Reaktionär.

Was? Das ist bürgerlich? Dann war *Brecht* der größte Bürgerliche. Natürlich kann ich mich nicht allein auf meine Kreativität verlassen, wenn ich aus und über die Arbeitswelt schreibe, dann muß ich, um die Öffentlichkeit zu informieren, mir Informationen verschaffen, nicht nur aus linker Periodika, sondern auch aus der Rechtspresse. Ich muß den Wirtschaftsteil der Zeitungen lesen — die „Zeit“ ist für mich weniger vom Kulturteil interessant als vom Wirtschaftsteil, ich muß nun mal „Managermagazin“ lesen, „Capital“ und „Bild“ und „Handelsblatt“ — und sorgfältig die Gewerkschaftspresse. Sicher, es gilt auch, Erfahrungen zu machen, die zu machen ich früher nicht die Gelegenheit hatte. Ich mußte zum Beispiel, als ich „Stellenweise Glatteis“ schrieb, Führerscheinklasse II machen, um einen Tankzug fahren zu dürfen, und ich saß ein Jahr lang jede Woche einen Tag im Arbeitsgericht als Zuhörer, um eine Wirklichkeit zu erfahren, die außerhalb der Öffentlichkeit lebt, die von der Öffentlichkeit nicht einmal zur Kenntnis genommen wird.

Was mir, das muß ich ganz ehrlich sagen, als links und damit wohl fortschrittlich deklarierte Literatur und vielfach auch Literatur aus der Arbeitswelt so unerträglich macht, ist jegliches Fehlen von Sinnlichkeit. Man begnügt sich mit Postulaten, verabschiedet Programme, gibt Dienstanweisungen und katechetische Unterweisungen heraus. Dann wirft man mir vor, ich habe doch einen Unterhaltungsroman oder einen Krimi geschrieben (Stellenweise Glatteis), und der Vorwurf kommt von denen, die den guten Brecht täglich unterm Arm herumtragen, nur vergessen sie dabei, daß ein wesentlicher Satz Brechts der ist, daß man, will man aufklären und erziehen, auch unterhalten muß. Anders gesagt: Wer nicht fähig ist, Arbeitswelt sinnlich darzustellen, der spricht nur einem zweifelhaften Dogmatismus das Wort.

Was ist das eigentlich für eine Logik — vielleicht ist es nur Futterneid — einem Autor wie mir Verrat an seiner Klasse vorzuwerfen und Ableiten ins bürgerliche Lager, nur weil er Erfolg hat, Erfolg gemessen mit Wirkung, Auflagenhöhe und Honoraren, als ob Erfolg kalkulierbar wäre — vielleicht hat der Autor deshalb Erfolg, weil das, was er schreibt, an seiner Glaubwürdigkeit und seiner Ehrlichkeit gemessen wird. Daß „Irrlicht und Feuer“ ein Welterfolg wurde und „Stellenweise Glatteis“ es zu werden verspricht, ist für mich selbst am überraschendsten, sind diese Unbegreiflichkeiten, mit denen man selbst fertig werden muß. Jeder Versuch, Arbeitswelt über Literatur

in das öffentliche Bewußtsein zu bringen, ist begrüßenswert, bitter notwendig, es gibt, obwohl die Zahl der Autoren gewachsen ist, immer noch zuwenig Autoren, die sich dieses Bereiches annehmen, einfach aus Unkenntnis dieser Welt — und das kann man ihnen wohl nicht zum Vorwurf machen — *Martin Walser* hat da in einem Fernsehinterview die richtigen Worte gesagt —, denn alles Schreiben ist auch Weitergabe von Erfahrungen, und letztlich schreibt der Autor immer aus seiner eigenen Erfahrungswelt, anderes ist nur bedrucktes Papier, Dienstanweisung und nicht Sinnlichkeit.

Nicht die Frage ist zu stellen, für wen schreiben Sie — und diese Frage ist an mich unzählige Male gestellt worden, die Frage ist zu stellen: Aus welchem Klassenbewußtsein und aus welcher Klassenerfahrung heraus schreiben Sie? Wie diese Literatur dann an den Mann gebracht wird, ist eine ganz andere Frage, und die Frage, ob sie an den richtigen Mann gebracht wird, erübrigt sich, denn für mich ist jeder der richtige Mann, sofern er daraus Konsequenzen und Alternativen ableiten kann, gleich welchen Beruf er ausübt, gleich welcher gesellschaftlichen Schicht er angehört. Andersherum müßte ich dann sagen, daß Literatur über Medizin und Mediziner nur von Medizineren gelesen werden darf, Bauernromane nur von Bauern. Was für ein Schwachsinn. Literatur ist auch und gerade dazu da, die Welt und ihre Problematik, in der andere leben, einem anderen Berufszweig, einer anderen gesellschaftlichen Schicht, die darum nichts wissen, zu vermitteln und nahe zu bringen, begreiflich und nachvollziehbar zu machen. Nachvollziehbarkeit ist der erste Schritt zum solidarischen Verhalten. Ich will um Gottes willen nicht gesagt haben, daß Literatur aus der Arbeitswelt nichts für Arbeiter ist, um hier gleich denen gegenüber vorzubeugen, die von einem Satz nur das nehmen, das sie gebrauchen können, um andere zu diskreditieren oder zu diffamieren.

Der Zorn kann einen schon packen, wenn man eine Broschüre liest wie „Realistisch schreiben“ von *Erasmus Schäfer*, wo nach bewährter deutscher Oberlehrermanier geschulmeister wird und direktivisch gesagt wird, was richtiger und was falscher Realismus ist — da halte ich mich lieber an *Konrad Farnet*, und der war Kommunist. Es ist schon ein Kreuz mitansehen zu müssen, wie enttäuschte Akademiker sich unterstehen zu sagen, was Arbeiter zu denken und wie sie zu handeln haben, um so zu werden, wie man selbst sein möchte, nicht aber sein kann, weil das Wunschenken zu weit von der Realität entfernt ist. Und die Realität ist oft bitter, sie sagt mir Wahrheiten, die weh tun.

Literatur schwankt immer zwischen Ignoranz und Überschätzung, und es ist nicht einfach, den Kreis des traditionellen Lesers zu durchbrechen, um an die Leute zu kommen. Soziale Schranken stehen dazwischen, die Kulturschwellenangst hat sich eher verstärkt als abgeschwächt, und ich glaube nicht, daß das durch organisatorische Maßnahmen — wie im Werkkreis praktiziert — abgebaut werden kann. Das ist kein organisatorisches Problem, sondern eine Bildungsfrage. Eher wird es doch wohl durch Glaubwürdigkeit abgebaut. Überbewertung organisatorischer Fragen ist immer ein Eingeständnis vom Fehlen eigener Kreativität.

Wenn sich in der Gewerkschaft eines Tages auch durchgesetzt haben wird, daß sich die Abhängigkeiten allein in der Arbeitswelt am besten darstellen lassen und transparent werden, dann muß sie auch ihre Einstellung zur Literatur der Arbeitswelt ändern, es sei denn, die Gewerkschaften haben gegenüber den Lohnabhängigen ein so schlechtes Gewissen, daß sie diese Literatur verschweigen müssen, daß sie, die Gewerkschaften, mehr eine taktische Linie verfolgen denn eine moralische, müssen vielleicht dann zugeben, daß durch den permanenten Prozeß der Entpolitisierung der Gewerkschaften heute eine Arbeiterbewegung unmöglich geworden ist, daß sie heute nicht mehr eine Interessenvertretung von Arbeitern ist, sondern von herangezüchteten Nur-Konsumenten.

Wer ernsthaft und engagiert Literatur produziert, die im weitesten Sinne Literatur aus der Arbeitswelt ist oder über die Arbeitswelt, der kann nur aus kritischer Distanz schreiben, kann nur überzeugen, wenn er glaubwürdig ist — und Glaubwürdigkeit ist nicht eine Sache von Schwarz-Weiß oder Gut-Böse, glaubwürdig sein heißt, die mannigfachen Verstrickungen aufzuzeigen, um damit Strukturen bloßzulegen. Da hinein gehört auch der Bereich Gewerkschaft. Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit muß an der Wirklichkeit nachprüfbar sein — und an deren Möglichkeiten oder eventuellen Möglichkeiten.

Wer das leugnet oder einfach nicht zur Kenntnis nimmt, der soll das Schreiben lassen und in den Apparat eintreten, der soll Traktate und Dienstanweisungen verfassen, der soll meinetwegen an seiner Engstirnigkeit ersticken.

Ich habe damit nichts zu schaffen, mein Gewissen und meine Gewissenhaftigkeit stehen über taktischen Erwägungen.

*Max von der Grün, geb. 1926, Dortmund,
freier Schriftsteller*

Vom Schreibtisch zur Werkstatt-Arbeit

Wenn wir von der Werkstatt West-Berlin im Werkkreis Literatur der Arbeitswelt Textlesungen in Gewerkschaftsschulen, Jugendheimen, Schulen, fabriknahen Lokalen oder auch vor Parteigruppen durchführen, dann erklären wir unseren Zuhörern gleich, daß wir uns keineswegs als Schriftsteller ansehen, die nur gekommen sind, um ihre Arbeiten vorzulesen. Es geht uns in der Hauptsache darum, unsere Texte, wie auch die Arbeit der Werkstätten und des Werkkreises, mit den Zuhörern zu besprechen, um in diesen Diskussionen Kritik und Anregung zu finden. Gemeinsam beschäftigen wir uns mit der vorgelegten Arbeit. Ist sie realistisch und volkstümlich verständlich geschrieben? Sagt der Text dem Zuhörer oder dem Leser etwas, enthält er die zum Weiterlesen notwendige Spannung? Stellt er nur Zustände dar, ohne Auswege aufzuzeigen? Wie, auf welchen Wegen kann ein geschilderter Zustand positiv verändert werden?

Beispiel: Kürzlich hat ein Kollege von uns in einem Schulungsheim der IG Metall vor Betriebsräten und Jugendvertretern einen völlig neuen Text gelesen, der sich mit der Freizeitgestaltung junger Arbeiter beschäftigte. Er erzählte in sehr realistischer Form von seiner eintönigen Arbeit, deren Rhythmus von Tag zu Tag gleich bleibt, von seinen abendlichen Besuchen in einem Beatschuppen, wo er schon bald das Gefühl hat, daß der monotone Rhythmus der Maschinen von der hämmernden Beatband fortgesetzt wird. Die gesuchte Entspannung bleibt aus. In den letzten beiden Zeilen glaubte unser Kollege dann den Ausweg zu finden: Er wird sich in Zukunft politisch und gewerkschaftlich betätigen.

Dieser Text und besonders die so einfach erscheinende Lösung waren Anlaß zu ausführlichen und heftigen Diskussionen. Alle zusammen stellten wir fest, daß es in dem Text einige Lücken gab, die geschlossen werden mußten. Wie und wann kam denn der Kollege zu der Erkenntnis, daß ihn diese Art von Freizeitgestaltung nicht ausfüllte? Wie und wann kam er auf den Gedanken, daß seine freie Zeit in gewerkschaftlicher und politischer Gruppenarbeit besser und für ihn nutzbringender ausgefüllt ist. Fazit: Man darf es sich nicht so leicht machen, daß man den Zustand der Unzufriedenheit erst in aller Ausführlichkeit hochheißt, plötzlich zur Tür hinausgeht und sagt, jetzt

werde ich mich mal für Politik oder für die Arbeit der gewerkschaftlichen Vertrauensleute interessieren.

Es ist sicher sehr schwer, Texte in einem so großen Kreis von Leuten zu diskutieren, und für den Schreiber ist die — nicht immer sachliche — Kritik oft hart. Dennoch konnten wir jedesmal viele neue Anregungen für unsere Arbeit in der Werkstatt mitnehmen.

Die Arbeit in einem literarischen Werkstatt-Kollektiv setzt mehrere Bedingungen voraus: Man muß regelmäßig in der Werkstatt mitarbeiten. Man muß erkennen, daß der Werkkreis kein Sprungbrett ist, um literarischen Ruhm zu ernten. Man muß bereit sein, den Text: das Gedicht, die Erzählung, die Reportage, den Bericht usw., der aus der Werkstatt heraus an die Öffentlichkeit gehen soll, mit den Kollegen durchzusprechen. Man muß Kritik hinnehmen und Vorschläge annehmen können, weil ja beinahe jedes Werkstattmitglied aus einem anderen Bereich — der Industrie, der Verwaltung, dem Handwerk, der Universität, dem Hausfrauenberuf — kommt und damit eigene Erfahrungen gesammelt hat, die jetzt bei der endgültigen Bearbeitung des Textes gut verwendet werden können. Man muß im Sinne des Werkkreis-Programmes mitarbeiten an dem Schulungs- und Bildungsprogramm der Werkstatt.

Viele von den Kolleginnen und Kollegen, die bisher zu uns in die Werkstatt West-Berlin kamen, hatten vorher nur wenig, in einer ganz anderen Richtung oder auch noch gar nicht geschrieben. In meinem eigenen Fall war das auch nicht einfach. Ich fing bereits kurz vor Beendigung des Krieges an, im Lazarett Gedichte zu machen, die sich mit der Grausamkeit des Krieges beschäftigten. Nach dem Krieg kamen dann aus den gewonnenen Erkenntnissen die vielen Gedanken hinzu, die ich mir über den Nationalsozialismus und über die Konzentrationslager machte. Erst viel später, im Jahre 1966, nachdem ich die Gedichte mehrmals umgeschrieben und verändert hatte, erschienen sie in einem Sammelband. In der Zwischenzeit schrieb ich Kriminalromane, Kurzgeschichten und beschäftigte mich mit Jugendproblemen, wobei ich ständig bemüht war, gesellschaftskritisch zu wirken. Als ich mich dann aber immer mehr auf Gebiete begab, die mir als Arbeiter völlig unbekannt waren, merkte ich bald, daß ich anfangs, Märchen zu schreiben und damit unglaubwürdig wurde. In einem sehr umfangreichen Roman erfand ich z. B. einen „Modearzt“, der während der Nazizeit eine Jüdin auf seinem Motorboot versteckt hielt, und baute eine große, frei erfundene Geschichte um diesen Kern. Das kann eigentlich nur gutgehen, wenn man das zu beschreibende Milieu kennt.

Diese Situation änderte sich erst 1959, als ich in meiner Gewerkschaft aktiv wurde, als die Kollegen mich in den Betriebsrat wählten, nachdem meine Artikel in der Werkszeitung immer kritischer wurden. Als ich dann nicht mehr darüber schrieb, wie die „leichtsinnigen“ Kollegen Unfälle verhüten können, sondern einen Artikel machte, in dem ich die Abschaffung der Zwölfstundenschichten im Betrieb forderte, verzichtete man sehr schnell auf meine weitere Mitarbeit. Ich wußte, daß ich auf dem richtigen Weg war, daß ich mit dem Schreiben dazu beitragen konnte, den Kollegen ihre Situation bewußt zu machen. Um dieses Erkennen aber richtig umsetzen zu können, brauchte ich selbst Schulung. Die Möglichkeiten waren in der Gewerkschaft vorhanden: die Tradition der Arbeiterbewegung und der Gewerkschaft, die Arbeit mit dem Betriebsverfassungsgesetz und die Feststellung der Mängel in diesem Gesetz, Arbeitsrecht, Sozialpolitik usw. Sehr wichtig waren natürlich die Erfahrungen, die sich aus der praktischen Arbeit im Betriebsrat ergaben. Zum Schreiben blieb wenig Zeit. Und außerdem: Wenn ich etwas machte, ein Gedicht, einen Bericht oder ein Protokoll, dann gab es kaum eine Möglichkeit, damit an die Kollegen heranzukommen. Ab und zu, sehr selten, brachte ich eine Sache in einer Gewerkschaftszeitung unter. Versuchte ich es mit Themen

aus der Arbeitswelt in der bürgerlichen Presse, wo ich früher ganz gut angekommen war, stieß ich auf Ablehnung.

Als eine Betriebsabteilung stillgelegt wurde, begann ich einen Roman, der die Geschichte dieser Abteilung zum Inhalt hatte. Nach einer Lesung aus diesem Roman lernte ich zu Beginn des Jahres 1970 einen Werkstudenten kennen, der mir von der Idee berichtete, Werkstätten für Literatur der Arbeitswelt zu gründen. So war ich vom ersten Tag an mit dabei.

Es bedeutete eine große Umstellung, Gedanken nicht mehr allein zu entwickeln und aufzuschreiben, sondern mit mehreren Leuten darüber zu diskutieren. Plötzlich tauchten ganz andere Erfahrungen, Gesichtspunkte und Werte auf. Meine bis dahin sehr liberale politische Einstellung bedurfte einiger Korrekturen. Und noch einige wichtige Punkte schoben sich in den Vordergrund: Wer schreiben will, muß sehr viel lesen. Wer Arbeiterliteratur machen will, muß sich eingehend mit der Tradition der Arbeiterliteratur befassen. Aber das ist kein großes Problem. Die Umstellung der Arbeitsweise ist weit schwieriger. Wenn man jahrelang ganze Stapel von Papier vollgeschrieben hat, dann ist man bei jeder neuen Veröffentlichung immer mehr von sich selbst überzeugt. Und plötzlich sitzt man nicht mehr allein am Schreibtisch, sondern ist Mitglied einer Gruppe, muß Kritik hinnehmen, neue Erkenntnisse sammeln. Und das nicht nur einmal, sondern immer wieder, bis alle Kollegen der Werkstatt der Meinung sind, daß der Text inhaltlich und literarisch brauchbar ist. Hier liegt das Problem vieler schreibender Leute. Sie glauben so sehr an sich selbst, daß sie ihre Arbeit verteidigen wie eine Wölfin ihr Junges. Bei denjenigen, die erst anfangen zu schreiben, ist es oft die zu schnelle Enttäuschung, die sie zum Aufgeben bringt. Stoßen ihre ersten Texte auf Ablehnung, werden sie von Zeitungen und Verlagen zurückgeschickt, dann verlieren sie den Mut zum Weiterschreiben. Für mich ist die Diskussion in *der* Werkstatt bereits unentbehrlich geworden.

In den ersten Jahren haben wir uns in Wohnungen und in Kneipen getroffen, bis wir dann endlich für einen Abend in jeder Woche einen Raum im Gewerkschaftshaus fanden. Diese Tür blieb uns lange verschlossen, obwohl wir Gewerkschaftsmitglieder sind und obwohl es längst eine Zusammenarbeit zwischen dem DGB oder den Einzelgewerkschaften und dem Werkkreis gab. Nach und nach fanden wir verschiedene Möglichkeiten der literarischen Arbeit: Entweder wurden einzelne Texte geschrieben über die Erlebnisse, die der einzelne aus seinem Bereich mitbrachte, zum Beispiel aus den Erfahrungen in einer Berufsschule, im Krankenhaus, in der Fabrik oder auch im Kaufhaus. Die Diskussion um ein neues, besseres Betriebsverfassungsgesetz und um die Mitbestimmung trat bald in den Vordergrund. Wie im gesamten Bereich des Werkkreises arbeiteten auch wir an dem Thema, wobei jeder seine eigenen Erfahrungen einbrachte. Ein Schulungsprogramm mußte eingebaut werden, um das alte Gesetz, die Anwendung in den Betrieben, die vielen Mängel usw. kennenzulernen, um auch die Hintergründe der Mitbestimmungsmodelle des DGB und der Parteien zu durchleuchten, um die gesammelten Erfahrungen wiederum in unsere Textarbeit einzubauen. Aus den gesammelten Texten stellten wir u. a. auch ein Werkstattheft her, das in den Betrieben, bei Lesungen und Veranstaltungen verteilt wurde. Ähnlich gingen wir vor, als wir uns mit dem Thema „Warenhäuser und Konsum“ befaßten. Das wirkte sich insofern schon positiv aus, als ein Kollege von uns auf Grund der Informationen und für ihn neuen Erkenntnisse in dem Kaufhaus, in dem er beschäftigt ist, die Wahl eines Betriebsrates forderte und auch durchsetzte.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten in der Werkstatt, die man gewiß nicht beschönigen sollte, fanden wir ein Verfahren für die nutzbringende Zusammenarbeit: Jeder muß eine Aufgabe übernehmen, also eine Funktion, für die er verantwortlich ist. Der

Reihe nach übernimmt jeder die Diskussionsleitung und die Protokollführung. Einzeltexte, die besprochen werden sollen, müssen bereits vorher vervielfältigt zur Verfügung stehen. Zu Beginn einer jeden Zusammenkunft wird eine Tagesordnung erstellt, denn es gibt ja immer wieder aktuelle Tagesthemen, die nicht so einfach zur Seite geschoben werden können, Betriebsstillegungen, Streiks, Tarifaueinandersetzungen und selbstverständlich auch das politische Geschehen, siehe Chile. Hinzu kommt die Vorbereitung von Veranstaltungen. Auch hier muß der einzelne bestimmte Aufgaben übernehmen.

*Horst Kammrad, geb. 1927, Berlin,
Autoschlosser*

Der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt als ein Faktor in der politischen und kulturellen Bildungstätigkeit der Gewerkschaften

Wenn gegen Ende der sechziger Jahre die bundesdeutsche Öffentlichkeit Anlaß fand, Literatur und industrielle Arbeitswelt zueinander in Beziehung zu setzen, dann handelte es sich meist entweder um die Ruhrfestspiele oder um die Dortmunder Gruppe 61. Beide standen auch im Schnittpunkt der Kritik fortschrittlicher Gewerkschafter und freier linker Kulturproduzenten; sie zogen diese Kritik gerade deshalb auf sich, weil sie — unterschiedlich stark — institutionalisiert waren und dadurch die sichtbaren Kristallisationspunkte für eine proletarisch bezogene kulturelle Praxis in der BRD bildeten.

Die *vollzogene* Kritik an der Praxis und dem damaligen Selbstverständnis der Gruppe 61 war der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt, der sich 1969 mit einem ersten Reportage-Wettbewerb an die Öffentlichkeit wandte und im wesentlichen aus den Mitarbeitern dieses Wettbewerbs erste örtliche Werkstätten gründete.

Die Werkstätten sind der entscheidende *praktische* Unterschied zum Verfahren der Gruppe 61. In ihnen wird die kollektive Literaturherstellung, der produktive Austausch von praktischem und theoretischem Wissen zwischen schreibenden Arbeitern und literarisch geschulten Akademikern vollzogen. Der *ideologische* Unterschied besteht in der ausdrücklichen, programmatischen Anbindung der eigenen Zielsetzung an die Arbeiterbewegung und ihre Organisation. Wenn auch der Werkkreis sich nicht als ein Nachfolger des parteigebundenen Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller der zwanziger Jahre versteht, sondern als parteiunabhängige Bündnisorganisation aller Klassenorganisationen der Lohnabhängigen, insbesondere ihrer Gewerkschaften, so hat er doch im Laufe seines Bestehens zunehmend deutlich herausgearbeitet, daß er seine Aufgaben nur mit einer gesellschaftskritischen, sozialistischen Perspektive erfüllen kann.

Erfolge und Schwierigkeiten der Organisation

Das öffentlich sichtbarste Zeichen des Erfolges dieser Konzeption ist die mit sechs Bänden jährlich erscheinende Werkkreis-Taschenbuchreihe, deren Gesamtauflage nach einem Jahr sich 150 000 Exemplaren nähert. Hier wird versucht, den gesamten Bereich der proletarisch-organisierenden und fortschrittlich-unterhaltenden Literatur mit den Verbreitungsmöglichkeiten und Preisen von Taschenbüchern den Lohnabhängigen zugänglich zu machen. Auf dem 6. Bundes-Werkstättenreffen im Mai dieses Jahres in Dortmund versammelte der Werkkreis Delegierte aus 35 Schreib- und Grafikwerkstätten, die über 200 Mitglieder und weitere 100 Mitarbeiter vertraten.

Ist so das zentrale Bereitstellen brauchbarer, klassenbewußter Literatur für die direkten Leser und die Vermittler in Schulen und Gewerkschafter die eine Stoßrichtung der Werkkreisarbeit, so liegt die andere, gleichgewichtige, im kollektiv sich selbst anleitenden Prozeß der Literatur- und Grafikerherstellung in den einzelnen örtlichen Werkstätten. Diese Arbeit hat unmittelbar emanzipatorische Funktion nicht nur für die beteiligten Arbeiter und Angestellten, sondern auch für die mitarbeitenden Akademiker. Hier liegen jedoch auch erhebliche Schwierigkeiten. Sie beruhen einmal in dem klassenbedingt tief verwurzelten Mißtrauen der Angehörigen beider Gruppen gegeneinander, das allein durch die theoretische Einsicht in die gegenseitige Abhängigkeit nicht ein für allemal auszuräumen ist. Zum anderen hat auch eine gut funktionierende Werkstättenarbeit tendenziell die Folge, daß die politischer und selbständiger werdenden Autoren ihre Bindung an das Werkstatt-Kollektiv lockern: entweder um an größeren eigenen literarischen Projekten oder an direkten politischen Aufgaben arbeiten zu können. Die zu jeder Werkstatt gehörende Aufgabe der unmittelbaren lokalen Vermittlung aktivierender, eingreifender Literatur behindert solche Kollegen. Die entstehende Überlastung (normale Berufsarbeit steht ja immer daneben) führt zu Widersprüchen zwischen den literarischen und den politischen Erfordernissen. Diese Widersprüche treten sowohl im Selbstverständnis der Autoren auf wie in den Erwartungen, die von außen an sie und den Werkkreis im ganzen herangetragen werden.

Eine ähnliche Schwierigkeit zeigt sich auch auf der Ebene der überregionalen Werkkreis-Organisation. Die Werkkreis-Initiatoren hätten ja bei ihrer Kritik an der Literaten-Praxis der Gruppe 61 eine breite, aber unverbundene Streuung von Schreib- und Grafikwerkstätten ansteuern können, wie sie etwa die politischen Songgruppen inzwischen darstellen. Für den Werkkreis war aber von Anfang an das Ziel, auch eine organisatorische Zusammenfassung der proletarisch orientierten Literaturreneuerung zu leisten, um eine zentrale Theoriebildung, eine breite Erfahrungssammlung und Anleitung der schreibenden Kollegen und einen geschlossenen Ausdruck ihrer Arbeit in der proletarischen und bürgerlichen Öffentlichkeit durch gemeinsame Buchausgaben zu ermöglichen. In der Tat ist der Werkkreis mit seinen jährlichen Werkstätten-Treffen, dem hier gewählten ständigen Organ eines Sprecherrates und den verschiedenen kollektiv erarbeiteten Publikationen ein erhebliches Stück über die lockere Organisationsstruktur des Bundes Proletarisch-Revolutionärer Schriftsteller hinausgekommen.

Die angesprochene Schwierigkeit liegt nun darin, daß die zentralen Aufgaben und Initiativen des Werkkreises einen ständig zunehmenden Arbeitsaufwand erfordern, den an ihren lokalen Arbeitsplatz gebundene schreibende Lohnabhängige nur unter besonders günstigen Umständen leisten können. Die Folge ist ein Übergewicht der akademisch geschulten und in entsprechenden Berufen tätigen Kollegen in den zentralen Organen des Werkkreises, das der Mitgliederzusammensetzung (70 Prozent Arbeiter und Angestellte) nicht entspricht.

Die Kulturscheu der Gewerkschaften

Der Ansatzpunkt zur Überwindung solcher Widersprüche liegt auf der materiellen Ebene. Der Werkkreis verfügt, außer für einzelne Veranstaltungen, über keine Mittel von Dritten. Seine zentrale Organisation muß durch die finanziellen und zeitlichen Solidaritätsabgaben seiner Mitarbeiter aufrechterhalten werden. DGB und Einzelgewerkschaften haben es bisher abgelehnt, die Werkkreis-Organisation finanziell zu unterstützen. Auch die Werkkreis-Taschenbuchreihe hat trotz Bemühung der Herausgeber nicht in einem gewerkschaftseigenen Verlag erscheinen können. Erst jetzt, nach ihrem Erscheinen, gehen gewerkschaftliche Verlage stärker auf den Werkkreis zu, und einzelne gemeinsame Vorhaben zeichnen sich ab.

IG Metall und IG Druck und Papier haben die zentrale Theoriebildung unter den schreibenden Lohnabhängigen insofern unterstützt, als sie ihre Schulungsheime für Wochenendseminare des Werkkreises zur Verfügung stellten. *Leonhard Mahlein* hat im Anschluß an ein solches Seminar im Vorwort zur ersten Theorieschrift des Werkkreises „Realistisch Schreiben“ sehr deutlich und selbstkritisch die Aufgaben der Gewerkschaften angesprochen. „Eine solche Aktivität kann den Gewerkschaften nicht gleichgültig sein. Sie ist eine Herausforderung, ein Appell, die eigenen Aufgaben neu zu überdenken. Zwar wird man in den Gewerkschaftsschulen kaum Grund- und Fortbildungskurse für schreibende Arbeiter einrichten, aber man wird im Sinne des Werkkreises prüfen müssen, wie weit die Themen gewerkschaftlicher Bildungslehrgänge auf Fragen der Kultur, ihrer Geschichte und ihrer Zusammenhänge mit dem sozialen Geschehen ausgedehnt werden können . . . Deshalb kann es für die Gewerkschaften, insbesondere für die IG Druck und Papier, nur die Unterstützung des Werkkreises geben¹⁾.“

Gewiß, die materielle Zurückhaltung der Gewerkschaften hat auch ideologische Gründe. Was in „Realistisch Schreiben“ dazu gesagt wurde, ist im großen und ganzen gültig: „Das Motiv (für die Zurückhaltung der Gewerkschaften) dürfte gemischt sein aus Mißtrauen gegenüber neuartigen, in ihren literarischen und politischen Konsequenzen nicht überschaubaren Aktivitäten, aus mangelndem Vertrauen in die kulturschöpferischen Fähigkeiten der Arbeiter und aus bewußter Beschränkung auf die traditionellen Bereiche gewerkschaftlicher Interessenvertretung. Es wurde nicht erkannt, daß gerade auf diesem Gebiet der Ansatz für eine Entwicklung liegt, die den gesellschaftspolitischen Zielen der Gewerkschaften eine wichtige Hilfe bieten kann²⁾.“

Wenn *Leonhard Mahlein* in seinem Vorwort sich noch nicht vorstellen konnte, daß Gewerkschaften Kurse für schreibende Arbeiter einrichten würden, so klingt das plausibel nur, solange man an die konventionellen Literaturgattungen denkt. Was es für das Herstellen proletarisch orientierter Betriebsöffentlichkeiten bedeuten würde, wenn Betriebsräte und Vertrauensleute nicht nur in die Verhandlungsführung, Organisation und Gesetzeskunde, sondern auch in öffentliches Reden und Schreiben eingeführt würden, ist leicht eingesehen. Wissen ist nur die unerläßliche Grundlage. Erworbenes Wissen aber überzeugend und solidarisch einsetzen zu können, ist eine Frage der Ausdrucksfähigkeit. Ausdrucksfähigkeit und Selbstbewußtsein stehen in unmittelbarer Abhängigkeit voneinander. Und in dieser Hinsicht vertraut gewerkschaftliche Bildungsarbeit noch fast ausschließlich auf die Naturtalente der Arbeiterschaft.

Die Bildung proletarischen Selbstbewußtseins

Politische, gewerkschaftliche Bewußtseinsbildung in den Betrieben (und Wohngebieten) und Organisation des Bewußtseins in Richtung auf Handlungsfähigkeit und -bereitschaft ist ein politisches Hauptgebot. Der enger gewordene Profitspielraum des Kapitals und der dadurch verstärkte Druck auf die Lohnabhängigen als Klassenkampf von oben hat zu den Streiks der letzten Jahre geführt. Sie wären ohne die vorhergegangene Schulung der betrieblichen Arbeitervertreter weniger erfolgreich gewesen, übertrafen freilich deren Lehrwirkung in Breite und Intensität um ein Vielfaches. Die Streiks haben auch verdeutlicht, daß dieser Staat nicht der der westdeutschen Arbeiterklasse ist: Für eine objektive Darstellung ihrer mehrheitlichen Interessen war sie auf ihre eigenen Öffentlichkeitsmittel angewiesen — die wurde fast ausschließlich durch die Arbeiter- und Gewerkschaftspresse und die Streikenden selbst geleistet — so gut es eben ging. Und hier nun zeigt sich, was die Arbeit des Werkkreises zu tun hat mit gewerkschaftlicher Schulung und Interessenvertretung.

1) und 2) „Realistisch Schreiben — Entwicklung einer antikapitalistischen Literatur der Bundesrepublik“, Köln 1972, Werkkreis-Druck. S. 11 und 17.

Für die Entwicklung des Selbstbewußtseins — sprich: Klassenbewußtseins — der Lohnabhängigen ist die Verwirklichung eigener Öffentlichkeiten mitentscheidend. Ein konstituierender Teil der Ausdrucksfähigkeit ihrer eigenen Interessen in den Betrieben und Wohngebieten ist die sprachliche Ausdrucksfähigkeit. Sie ist konstituierend, weil sie die behandelnde Ausdrucksfähigkeit erst organisiert. Und zwar in den beiden Bestandteilen: persönliche Ausdrucksfähigkeit in Reden und Schreiben und deren Organisation durch angemessene Publikationsmittel. Natürlich ist dieser Basisbereich der Interessenvertretung nur die eine Seite. Wie wichtig, wurde in den vergangenen Jahren weitgehend gelernt. In dialektischem Verhältnis dazu steht die kollektive Ausdrucksfähigkeit der Lohnabhängigen durch die Publikationsmittel ihrer großen Organisationen. Das braucht hier nicht erläutert zu werden.

Die Werkkreis-Arbeit greift, wie weiter vorn aufgezeigt, auf beiden Ebenen ein. Und zwar nicht nur mit den direkt orts- und aktualitätsbezogenen „operativen“ Literaturgattungen, sondern auch mit den im engeren Sinne literarischen: Roman, Erzählung, Drama, Gedicht. Solche Literatur — sofern sie ihre formale Ausprägung aus ihren inhaltlichen Zwecken ableitet und sie ihnen unterordnet, und sofern sie aus humanistisch-emanzipatorischen Absichten gemacht wird — ist die vollzogene bewußte Vermittlung der entscheidenden Ebenen, auf denen sich soziale Vorgänge und Erfahrungen abspielen: Sie spiegelt die objektiven ökonomischen und sozialen Bedingungen des Lebens der Menschen in einer Gesellschaft; sie macht die darauf historisch und aktuell entstandenen Interessen, offenbaren Wünsche und Ziele der Menschen sichtbar; und sie erhellt die wirksamen psychischen und erkenntnismäßigen Selbstentfremdungs- und Verfremdungsvorgänge bei den sozialen Individuen und Gruppen. Was umfassende humanistische Bildung im guten Fall zusammenstückt oder dialektisch vermittelt, das erzielt Literatur, indem sie, sozusagen in einem Arbeitsgang, auseinanderlegt und integriert. Sie ist die Wiederholung des normalen, nicht-wissenschaftlichen Erkenntnisverhaltens der Menschen auf objektivierter Ebene.

Wird solche Literatur aus den humanistischen Interessen der Arbeiterbewegung hergestellt, so führt sie ihr diese Interessen verdeutlichend und anspornend vor Augen. Das heißt, sie entwickelt und verstärkt das Selbstbewußtsein der Arbeiterklasse. Um diesen Zweck breitenwirksam zu erreichen, halte ich allerdings die *Organisationsform* solcher Literatur für mitentscheidend. Gewiß ist es für die Entwicklung einer für gesellschaftliche Veränderungen offenen bürgerlichen Öffentlichkeit wichtig, daß überhaupt solche Literatur auf den Markt kommt, egal wie. Ein *Max von der Grün* im Luchterhand-Verlag, eine Autoren-Edition im C. Bertelsmann-Verlag und ein *Wallraff/Engelmann* bei Kiepenheuer & Witsch als Bestseller für 30 Mark — dies alles bringt Anliegen der Arbeiterklasse zumindest zum Vorschein.

Dabei halte ich nicht für wesentlich, daß es sich um kapitalorientierte Verlage oder gar Medienkonzerne handelt, die solche Bücher verlegen. Der Gebrauchswert des Buches für den Leser ist, unter bestimmten, herstellbaren Bedingungen, gewichtiger als die Tatsache, daß es auch einen Tauschwert für den Kapitaleigner hat und auf einem Markt erscheint, der vom Tauschwert der Ware geprägt ist. Entscheidend ist, daß solche Literatur ein organisiertes und kollektives, nicht individuelles Verhältnis zu dieser Arbeiterklasse hat.

Das Junge Forum der Ruhrfestspiele etwa ist eine solche Organisationsform, die Ruhrfestspiele selbst in der jetzt geplanten Konzeption können dazu werden. Der Werkkreis Literatur der Arbeitswelt mit seiner Buchreihe ist eine weitere, auch die in eindeutig klassenbezogenen Kleinverlagen erscheinenden Bücher ebenso wie die partei- oder gewerkschaftsgebundenen Spielgruppen.

In den Gewerkschaften ist zweifellos die Erkenntnis gewachsen, daß die Organisation des gesellschaftlichen Fortschritts nicht nur von der ökonomischen Basis her geschehen kann, sondern ihre Entsprechung haben muß in dem heute ebenfalls vom Kapital fast komplett durchorganisierten Bereich des Medien-Überbaus. Die Mediengewerkschaft ist aber nur die halbe Antwort auf dieses Erfordernis. Was schlaglichtartig der eine ausgefräste Leitartikel während des letzten Druckerstreiks durch die nachfolgenden Reaktionen erhellt hat. Die Mediengewerkschaft kann, wenn sie zustande kommt, vorerst proletarisch-klassenbewußte Öffentlichkeit nicht bewirken.

Die Gewerkschaften müssen daher alle Ansätze zur Selbstorganisation solcher Öffentlichkeit fördernd, planend, vervielfachend zu stärken suchen. Und zwar innerhalb und außerhalb des gewerkschaftlichen Organisationsbereiches. Der Kampf um die „Absatzmärkte im Innern“³⁾ der Menschen darf nicht den Waffen des Kapitals überlassen werden. Die Verschmutzung des Rheins und der humanen Interessen der Menschen hat die gleichen Verursacher. „Lebensqualität“ wird nicht nur von den Arbeitsbedingungen bestimmt, sondern auch, negativ, durch den Grad der kulturellen Ausbeutung, positiv durch das Ausmaß an geistig-psychischer, humanistischer Selbstbestimmung, die sich die Arbeiterklasse erkämpft.

*Erasmus Schäfer, geb. 1931,
Neuss, freier Schriftsteller*

3) E. Knödler-Bunte in seiner Besprechung Ton Negt/Kluge „Öffentlichkeit und Erfahrung“, Gewerkschaftliche Monatshefte 8/73, S. 501.